

Kulturelle Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **25 (1945-1946)**

Heft 9

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und viele Ebenbürtige Würde und Bedeutung geben. Sie alle sind sich der «Personhaftigkeit» und also der Wertnähe ihres Gegenstandes bewußt gewesen und haben den hier theoretisch umrissenen Grenzraum der wissenschaftlichen Legitimität durchschritten. Als *Wissenschaftler* haben sie mit größter Autorität für die Lösung der Wahrheitsprobleme und damit für die Kollaboration auf allen Gebieten das Grundlegende, Entscheidende, Unentbehrliche geleistet. Denn was hülfe eine Kollaboration in der Wissenschaft, wenn nicht etwas Tieferes gemeint wäre, als die Übereinstimmung der wertfreien Systeme? *Dreht sich nicht vielmehr alles um die Wiedererringung universeller Glaubensüberzeugungen und Wertbegriffe, die allen gemeinsam wären und zu einer Kollaboration führten, die keine Scheinkollaboration, sondern die Gesundung der Welt bedeutete.* Wir sind wirklich gehalten, *dieser* Wissenschaft die Anerkennung ihrer Legitimität und erstrangigen Bedeutung nicht länger zu versagen.

Wegen Abwesenheit des Schriftleiters im Ausland fällt die «Politische Rundschau» aus.

Für den Vorstand: *Dr. Fritz Rieter.*

★ Kulturelle Umschau ★

Junge Tessiner Erzähler und anderes von jenseits des Gotthard

Die repräsentative Doppelnummer 42—43 der *Svizzera Italiana* wird zu zwei Dritteln durch fünf junge Tessiner Erzähler ausgefüllt¹⁾. Felice Filippini führt uns einzelne Stationen einer intensiv erlebten Kindheit vor Augen, in seiner eigenwillig ausdrucksstarken, zuweilen greifbar anschaulichen Sprache. («Wortlos trat der Vater aus dem drückenden Abend hervor» — «Il babbo venne fuori silenzioso dal pesante tramonto». — «Das Antlitz der Mutter, einem blassen Herzen gleich, wankt hin und her» — «Oscilla la sua faccia simile a un cuore pallido». — «Racconto del 1938».) Einen Fortschritt im Sinne künstlerischer Zucht weist Orlando Spreng auf, der behutsam einem unabwendbaren Schicksal nachtastet. («La vertigine».) Durch Pirandellos obsessive Psychologie und wohl auch durch Filippinis Erstling «Herr Gott der armen Seelen» mitbestimmt, versinnbildlicht Tarcisio Poma in lyrisch getönter, spannungsschwerer Prosa, nicht durchweg eindeutig, des Menschen Verlangen nach unauffälliger Normalität, nach Einreihung in die Gemeinschaft, nach Geborgenheit im Kosmos. («Sagra di San Lorenzo».) Carlo Castelli beschwört ein Erlebnis aus dem Knabenalter herauf, mit wacher Anteilnahme, mit technischem Geschick, da und dort ohne genügenden Mut zur Ausschaltung überflüssiger Einzelheiten, ohne genügende Geduld zur Ausfeilung des Wortes. («Saturnino».) Pio Ortelli schildert

¹⁾ *Svizzera Italiana*, rivista mensile di cultura. Redaktor: Guido Calgari. Verlag: Carminati, Locarno.

ehrlich, für militärisch Unkundige aufschlußreich, was drei Mann, drei Typen, in drei Tagen Gebirgsdienst durchmachen. («Tre giorni».) Man fragt sich: auf welche Ebene hätte ein Buzzati oder ein Lilli solch alltägliche Soldatenbegebenheiten hinaufprojiziert? — Im ganzen eine willkommene Musterkarte jungtessinischen Fabulierens. Den Autoren wünscht man unentwegtes Streben nach Disziplin, nach Konzision, nach Erfassen der ästhetischen Gegenwartsforderungen ohne Nachgiebigkeit gegenüber literarischer Mode und Manier.

Nicht weniger beachtenswert ist der restliche Drittel des reichhaltigen Heftes. Francesco Bertoliatti zitiert und kommentiert Carlo Sforzas, im Mai 1940 umsonst an den italienischen König gerichteten, überraschend prophetischen Mahnbrief, den niemand sich entgehen lassen sollte²⁾. Nesto Jacometti stellt in kurzen Zügen, mit Bildbeilagen, die Bündner Maler vor. Guido Calgari empfiehlt mit Nachdruck Aldo Patocchis heurige heimische Kunsttat, die edel ausgestattete Schwarzweiß-Mappe «Der Tessin der Armen», sowie die Pestalozzi-Gesamtausgabe aus dem Rotapfelverlag: «Die Mächte des Krieges und des Imperialismus verschwinden; die schwache, müde und milde Stimme des Meisters spornt uns an zu neuer Hoffnung an den Sieg des Geistes und der Güte.» Mit kompetenter Zustimmung bespricht Arminio Janner das lebendig gründliche Dante-Werk des Basler Forschers August Rüegg³⁾. Ilse Schneiderfranken deutet interessante Zahlen aus Elmo Patocchis statistischem Jahrbuch 1943. Cesare Biffi setzt sich umsichtig auseinander mit jetzigen und künftigen Filmproblemen.

Anregendes bieten auch die letzten Hefte, 44—45 und 46, der *Svizzera Italiana* und dazu ein willkommenes novum: die Mitarbeit Francesco Chieras, welcher schmerz- und kunstvolle Terzinen beisteuert und seine ergriffene Ansprache zur Feier der restaurierten Kirche San Nicolao in Giornico. Hervorgehoben seien außerdem Calgaris Bedenken über einzelne folgenschwere Bestimmungen der eidgenössischen Maturität, Janners Polemik gegen die «anmaßliche unschweizerische Mentalität» gewisser Welschschweizer (wie Paul André) und nicht weniger seine Charakteristik des allerköstlichsten Prosaisten Antonio Baldini, Adolfo Jennis Untersuchung, Aufklärung über «Leopardi e l'eloquenza», eine Rede des immer stärker sich behauptenden Tessiner Philosophen Felice Pelloni über «G. B. Vico e la verità umana» und die Beiträge dreier Italiener: Agostino Lanzillos Verurteilung der italienischen Wirtschaft unter dem Fascismus, Mario Fubinis Tassostudie, Diego Valeris «Schweizer Tagebuch». Verlockend schildert der Dichter, unter andern «paradisi», das Küssnacher Tobel, welches ihm sogar einen erkünstelten, metrisch unübersetzbaren Petrarcaschen Elfsilbler verlebendigt, ja verklärt: «Fior, frondi, erbe, ombre, antri, onde, aure soavi» («Blumen, Blätter, Gräser, Schatten, Höhlen, Wellen, Lüfte wunderbar»)...

Für Italienschbeflissene diesseits des Gotthard wäre es, unter mancherlei andern, auch eine vaterländische Pflicht, die *Svizzera Italiana* durch regelmäßige aufnahmewillige Lektüre und durch den bescheidenen Abonnementsobolus zu würdigen, zu fördern.

Elsa Nerina Baragiola.

Zürcher Schauspielhaus

Grillparzers «Des Meeres und der Liebe Wellen», wie es jetzt mit Käthe Gold in der Hauptrolle im Schauspielhaus zu sehen ist, stellt uns viel mehr vor die Frage nach der Psychologie des Publikums als vor künstlerische Probleme. Die Aufführung erinnert stark an solche aus den Zeiten, wo unser Ensemble keines war und sich dann und wann eine internationale Größe verschrieb, um uns zu zeigen, was

²⁾ Nunmehr enthalten in Sforzas Erinnerungen «L'Italia dal 1914 al 1944 quale io la vidi». Mondadori, Rom.

³⁾ Die Jenseitsvorstellungen vor Dante und die übrigen literarischen Voraussetzungen der Divina Commedia. 2 Bände. Verlag Benziger, Einsiedeln.

Schauspielerkunst sei. Da stand denn dieser Riese in einer Schar von teils gutwilligen, teils vergrämten Zwergen und erschien noch riesiger — und das gespielte Werk noch kleiner. Das Ganze hatte die verführerische Pikanterie der Heldenverehrung — beides wurde einem allzu leicht gemacht: die Verehrung und die Kritik. Seither ist es anders geworden. Wir hatten ein Ensemble, wir haben es noch, wenn es und wir es nur wollen. Wir haben Aufführungen erlebt von einer Werk-treue auch im Kleinsten, einer Ausgeglichenheit der Hingabe und des Könnens, vor denen die Kritik schwer wurde und die Verehrung subtil sein mußte. Und wenn uns etwas die reine Freude an solchen Leistungen trübte, so war es die Furcht, wie man sich an Anderes je wieder gewöhnen sollte. Aber der Drang nach Abwechslung vermag fast alles. Heute ist es so, daß wir — durch das Weltgeschehen an scharfe Sensationen gewöhnt und ihrer jetzt beraubt wie ein Süchtiger seines Narkotikums — daß wir offenbar für Sensationen gerne über den Mangel an ausgeglichener künstlerischer Arbeit hinwegsehen. Und daß wir es gerne leichter haben möchten, ohne auf die «Sensationen», die es uns lange genug schwer haben ließen, zu verzichten.

Die Sensation heißt diesmal Käthe Gold. Wir sahen sie als Maria Magdalena, als Rose Bernd, als Nora inmitten eines vollwertigen Ensembles. Das war schön, war groß. Diesmal spielt sie ihre Hero unter einem Regisseur (Heinz), der wohl Grillparzers psychologischen Werten Wesentliches abzulauschen vermag, nicht aber seinen poetischen (— nicht einmal so weit bringt es eine gewisse realistische Schauspielkunst von heute, über den Vers zu *stolpern*, sie spaziert über ihn hinweg als über den glattgewalzten Asphalt der Formlosigkeit). Käthe Gold spielt ferner in Bühnenbildern (T. Otto), die sich auf eine verdächtige Weise überschreien mit Farben und ausgefallenen Einfällen — es gibt eine wuchernde Phantasie der Rattlosigkeit. Und sie spielt sie endlich ohne eigentliche Gegenspieler. Leander (Stoehr) wirkt larmoyant, Janthe (Fink) großstädtisch aufgedreht, der Oberpriester (Heinz) unnuanciert und doch ohne die echte Größe der Einseitigkeit. Aber das ist nun vielleicht des Dichters Schuld. Denn diese Priesterin der Aphrodite ist es eben nicht geworden aus echtem religiösem Antrieb, sondern aus der körperlosen Schwärmerei der Unerfahrenheit — ein Zufall ist es, daß sie dem Geliebten erst nach der Priesterweihe begegnet. Und auf Zufall läßt sich kein echtes Drama aufbauen. Es bleibt ein psychologisches Gemälde, das Grillparzer klassizistisch verbrämt hat, wobei ihn dann und wann das Lied eingefangen hat und zur reinen Wortmusik führte. Käthe Gold spielt die Hero mit allem psychologischen Raffinement, das ihr zur Verfügung steht. Die arglose List der zur Liebe erweckten Frau kann man wohl nicht klüger und sensibler zur Gegenwart heraufbeschwören. Aber diese Leistung steht allein — doppelt allein, weil sie allzuoft auch den Dichter hinter sich läßt und in Räume der psychologischen Zerfaserung vorstößt, die Grillparzers *bewußter* künstlerischer Wille sicher nicht hätte betreten wollen. Es bleibt Käthe Gold. Es bleibt allerdings vielleicht auch eine äußerlich klassische Atmosphäre, die dem Publikum Haltung vortäuscht, ohne sie von ihm zu verlangen. *Elisabeth Brock-Sulzer.*

Der Krieg ist sozusagen zu Ende, und nun sollten die sagenhaften Schubladen aufgehen und die Manuskripte freigeben, welche in ihrem Schutz gegen die verschiedenen Staatsraisons überwintert und die Entwicklung lebendigen Schrifttums fortgesetzt hätten. Was bisher zum Vorschein gekommen, enttäuscht die Erwartung. Die deutschen Emigranten sind größtenteils lange verdorrt. Auch Thomas Mann scheint sich dem Ende seines Vorrats zu nähern, wenn man sieht, wie sein allzu hurtig gewordener Witz an den Felsen des Sinai sich stumpf beißt. Die Dichter, die in Deutschland, wie auch die meisten Emigranten, Böses erdulden mußten, scheinen trotzdem nach bisherigem Augenschein nichts vorzuzeigen, was mit dem abgelaufenen Geschehen auf irgendwelche Weise Schritt halten könnte. Wiechert schreibt «den Lebenden zur Schande». und Bergengruen bittet: «Falle nieder, Feuer»

— was beides kühn und heldisch ist, aber doch vielleicht eine mangelhafte Selbstsolidarisierung einschließt (diese Annahme ist nicht dreist, sondern recht menschlich). Und Ernst Jünger wird in seiner Schrift vom Frieden vielen als das Schaf im Wolfspelz erscheinen. Die Theater drüben versuchen, das deutsche Wesen an Schnitzler und Zuckmayer genesen zu machen. Steht es in den anderen Ländern viel anders? Die Dichter des französischen Widerstandes suchen etwas krampfhaft nach irgend einer Verlängerung dieser poetisch fruchtbaren Situation, und René Clair zeigt einen Film, in dem nun endlich seine unerschöpflich dünkende Atmosphäre restlos in die faits divers hineingeschrumpft ist.

Wie wohl es da tut, von einem *Dichter* zu berichten — wobei *Dichten* auch von *Dichte* kommt: Verdichtung der Wirklichkeit, nicht ihre Verläpperung ins dünn Geistige, in «Ideen» und «Hochziele». Was Bert Brecht an allgemeineren Einstellungen mit zum Dichter macht, ist nicht das an sich und in seiner Besonderheit tief problematische Parteimäßige, sondern seine Liebe zum Lebendigen, schlicht Menschlichen, zur Kreatur. Es ist das, was unzersetzbar übrig bleibt, wenn alle blutsaugerischen Redensarten in Fetzen niederhängen wie die Lumpen an den Zelten von Brechts dreißigjährigem Krieg — wenn alle großen Worte, auch die an sich stichhaltigen, nicht mehr aus der geschnürten Kehle herauswollen. In dieser Liebe ist Frömmigkeit, eine Frömmigkeit von unschätzbarem Wert gegen und für alles Ideelle, das nicht die letzte Probe besteht, gegen alles Nurbürgerliche — allen Gedanken, der nicht durch die Einheit mit dem Schicksal, mit dem «Dies» der Wirklichkeit — welches auch die Domäne der Kunst bedeutet — hindurchgegangen ist. Die Weise, wie Brechts Atheismus, ohne je davon loszukommen, um die Religion kreist als ihr Nachbild, leistet einen hohen Dienst. Manche äußerste Ernüchterung kann poetischer sein als mancher Aufbruch mit tausend Masten, wenn sie nur der Lüge hinter der schlaffen Wahrheit gilt. Die Ehrlichkeit, die in diesem tiefen Sinne «Gott läßt um Gottes willen», öffnet unbeirrbar Wege zum Höheren als alle leere Selbstbegnügtheit. Damit soll Brecht weder religiös angegliedert, noch eine Fahne für das Fest seiner zukünftigen Bekehrung gestickt werden. Es genügt vielleicht, daß sein Menschen- und Dichtertum ihn vom toten Parteigängerwesen fort und an der Klinge der harten Wirklichkeit zu bleiben nötigt. Möge es Hollywood, wo er sich zur Zeit aufhalte, nicht glücken, sich dazwischen zu werfen.

«*Mutter Courage*» ist ein Bilderbogen, ein Balladenzyklus, doch mit gespanntestem dramatischem Leben im einzelnen. Brechts dramaturgische Theorien interessieren uns mäßig, und wir halten im allgemeinen an dem Ideal des durchgebauten Gesamtdramas fest. Aber wer wollte ein Genre grundsätzlich bestreiten, das mit dieser Urkraft hingestellt wird? Über das Einzelne und die Aufführung sei nicht viel gesagt; Tageskritik und Publikum waren sich in einem Maße im Lobpreis einig, das selten und beglückend ist. Dieser Einklang hatte wirklich etwas von den Momenten, wo *Vox populi vox Dei* ist und Wiederholungen erübrigt. Therese Giehse wird in der Titelrolle vielleicht in die europäische Theatergeschichte eingehen. Halten wir dies Stück mit dem letztlich wohl noch stärkeren, noch stärker dargestellten «Guten Menschen von Sezuan» zusammen, so erwächst das Recht, über die Möglichkeit eines Zufalltreffers hinaus von einem großen Dichter zu reden.

«*Was ihr wollt*» ist das subjektiv glücklichste Lustspiel Shakespeares. Nirgends sonst sind alle bitteren Kehrseiten des ewig blühenden Lebensfestes, das diesen Renaissance-Halbgöttern geschenkt ist, so anmutig ausgegliedert; nirgends ist das Nichtsnutzige ihres Daseins durch dessen quellende Fülle so zu fraglosem Sinn, zu goldenem Scheinen gebracht. Was sonst dem Zug von Benozzo-Gozzoli-Gestalten in Shakespeares Lustspielen sinngebenden Reichtum, unentwendbare Lebensprallheit verleiht, das ist oft genug nicht ohne den hingenommenen Untergrund von Blut und wilder Trauer. Hier aber ist aller Winter des Mißvergnügens leichthin ins Nichts verbannt, schwebt alles glaubhaft genug in einem nie endenden Sommer höheren Vergnügens, zu dem wir mit dem besten Gewissen Ja sagen. Die Grau-

samkeit gegen Malvolio, der doch mit seinem Einspruch gegen die Kneipenszenen im Hause der zarten Herrin nur seine Pflicht tut, zaust ihn immerhin an wirklich schwachen Stellen und ist schließlich doch zu verschmerzen. Das unheilbar Böse schlägt nirgends sein dunkles Auge auf. Und mehr: wie warm sind diese bezaubernden Kinder des Glücks menschlicher Gehaltfülle fähig; wie rein ist hier alles Sittliche in Schönheit gelöst! Auch der schlichteste Klang wie die Liebe Antonios zu Sebastian strömt lauter und schlank in die große Harmonie. So sind auch wir an unserer Station des schmerzlichen Wirklichkeitsgeschehens fähig, uns dieses geschichtlichen Sonnentages zwischen der Herbe des Mittelalters und der Düsternis des Barock ohne Bodensatz zu freuen; und unser Schauspielhaus tut fast alles dafür und fast nichts dagegen. Seltsam schön, wie die zuerst problematische Besetzung mehr und mehr überzeugte. Die Herren Gretler und Parker als Rüpel waren herrlich, Malvolio (H. Schweizer) nicht minder. Hätte man nur ihrer quellhaften Wesenskomik genug vertraut, um überflüssige Züge allzu schwankhafter Art wie den Wassereimer fortzulassen. Der höhere Rang des menschlichen Pantheons hielt dem erdenschweren die Waage, gegen alle Sprödigkeiten persönlicher Rolleneignung der Spieler. Zwar Herr Wicki ist die ideale Figur für nobel verschwärmte Aristokraten; man erstaunt fast, daß er diesem genugtuenden Aussehen noch alles Entsprechende hinzuzufügen hat. Frau Fink fehlt bei vielen Vorzügen ein wenig die Hoheit, die Olivia trotz ihres geradlinigen Werbens umschweben muß; und Frau Gold kann nirgends ganz das 19. und 20. Jahrhundert hinter sich lassen. Unnötig zu sagen, daß sie diese (wie jede beliebige) Rolle mit einer verschwenderischen Fülle von hinreißenden Halbtönen auszustatten wußte; aber ihre Leichtigkeit ergehen immer auf dem Grunde einer dumpfen Schwere, die aus dem Herzen unserer auswegslosen Zeit kommt, und immer wieder, gerade in dem Arbeiten und Widerstreben ihres Mundes, ihres Kinnes, gegen alles heller Gelöste emporringt. Ihr Mund glaubt nicht an die Freude des klassischen Elysiums, und so tut es auch ihr Wort nicht, dessen Heiterkeiten sich immer selbst zu erhaschen trachten, weil sie irgendwo auf Flucht und Auflehnung wachsen. Man traut dieser Viola nicht, daß wirklich alles gut ausgehe. Herr Stöhr gab mit seiner Charaktermaske, seinem angenehmen Tenor und seinem posensicheren Spiel dem Narren alles, was die verblaßten Wortwitze jener Zeit nicht mehr geben; er umhuschte den schattenlosen Olymp mit ironisch dunkleren Tönen, die sich aber ganz sachgemäß im Rahmen lichthöhender Schattierung hielten. Die Musik Rolf Langneses war ein treffliches Requisit gepflegt romantischer, erfüllungsgewisser Sehnsuchtsstimmung; und die geistreichen Kulissen Ottos, die beschwingte Spielleitung Wälterlins erlaubten das nirgends erlahmende Stück fast ohne Kürzungen schlankweg durchzuspielen. *Erich Brock.*

★ Bücher-Rundschau ★

Ausgewählte Briefe Pestalozzis

Eine von berufener Seite getroffene Auswahl von Pestalozzi-Briefen ist uns kürzlich geschenkt worden, die den Denker und Erzieher in all seiner Lebendigkeit, den Freund und den Liebenden in seiner ganzen Lauterkeit vor Augen führt¹⁾. Wer einen persönlichen Zugang zu Pestalozzi sucht, wird hier gleich mit der Fülle seiner Beziehungen vertraut gemacht. Dem Kundigen aber eröffnet sich manch wichtiger Einblick in die niemals voll erfäßbare Gestalt dieses ungewöhnlichen Menschen.

Die quellenkritische Pestalozziforschung ist so wenig abgeschlossen wie die Deutung seines Wirkens. So harrt noch eine Reihe von Schriften ihrer Veröffent-

¹⁾ Hans Stettbacher, *Ausgewählte Briefe Pestalozzis*, mit 9 Abbildungen auf ganzseitigen Tafeln. Schwabe, Basel 1945.